



NATIONALE
STADT
ENTWICKLUNGS
POLITIK

Das Magazin zu den Pilotprojekten
der Nationalen Stadtentwicklungspolitik
Ausgabe 11 | September 2016

stadt:pilot 11

- ▶ Welche Akteure die Stadt gestalten
- ▶ Wie Zusammenhalt geschaffen wird
- ▶ Wie Wirtschaft mit Stadtentwicklung zusammenarbeitet

Nationale Stadtentwicklungspolitik:
Eine Gemeinschaftsinitiative von Bund,
Ländern und Gemeinden



Im Fokus des Pilotprojekts „Honorary Hotel und HAL Residency – Ein Netzwerk unterstützt Städte“ in Leipzig steht die niedragschwellige Entwicklung innerstädtischer Immobilien als gemeinsame Initiative von Kunstschaffenden, sozialem Unternehmertum und der umgebenden Nachbarschaft. Dabei werden von einer zivilgesellschaftlichen Gruppe

zwei leerstehende Häuser im Osten Leipzigs gemeinschaftlich umgebaut, saniert und schließlich genutzt. Die Gebäude sollen in Zukunft durch ihre Nutzung und ihre Bewohner impulsgebend auf das umgebende Quartier wirken. Der neu gestaltete Innenhof des Gebäudes hat sich bereits zu einem echten Treffpunkt entwickelt.



Foto: Martin Neuhof

Vorwort



Foto: Bundesregierung (Steins)

Liebe Leserinnen und Leser,

die zentrale Frage, die viele Städte und Gemeinden beschäftigt, ist die nach dem sozialen Zusammenhalt, nach funktionierenden Nachbarschaften. In den Kommunen bündeln sich zahlreiche Entwicklungen unserer Gesellschaft: die Binnenwanderung vom Land in die Städte, die Zuwanderung von Geflüchteten, der demographische Wandel, die Digitalisierung, wirtschaftliche Umbrüche und vieles mehr.

Damit Zusammenhalt gelingt, braucht es das Engagement vieler. In unseren Städten und Gemeinden leisten zahlreiche Akteure wertvolle Beiträge für gutes Zusammenleben. Dies bezeugen eindrucksvoll die Pilotprojekte der Nationalen Stadtentwicklungspolitik. Einige herausragende Vorhaben stellen wir Ihnen in dieser Ausgabe des Magazins *stadt:pilot* vor.

Die Pilotprojekte zum Thema „Stadtentwicklung und Wirtschaft“ zeigen, dass Unternehmen und Wirtschaft von Stadtentwicklungspolitik nicht nur profitieren, sondern dass sie selbst Stadtentwicklung aktiv betreiben und sich für ein gemeinschaftliches Miteinander in den Kommunen einsetzen.

Die Pilotprojekte zum Thema „Zusammenleben in der Stadt“ stellen wiederum in bemerkenswerter Weise heraus, wie viele unterschiedliche Akteure in den Quartieren aktiv sind und wie besonders die Zivilgesellschaft in selbstgetragenen Projekten den Zusammenhalt fördern und Nachbarschaften stärken kann.

Ich bin beeindruckt von den neuen Formaten und Ansätzen, von denen so vielfältige Impulse für unser Zusammenleben ausgehen. Und es wäre wünschenswert, wenn diese guten Ideen an anderen Orten aufgegriffen und weiterentwickelt würden.

Ganz gespannt bin ich schon auf die neu ausgewählten Pilotprojekte zum Thema „Stadtentwicklung und Migration“, die im kommenden Jahr ihre Arbeit beginnen werden. Der Schwerpunkt liegt hier auf innovativen Strategien zur Integration von Zugewanderten im Rahmen integrierter Stadtentwicklung. Ich bin mir sicher, auch diese Pilotprojekte werden einen wichtigen Beitrag für den sozialen und gesellschaftlichen Zusammenhalt in unseren Kommunen leisten.

Barbara Hendricks

Dr. Barbara Hendricks
Bundesministerin für Umwelt, Naturschutz, Bau und
Reaktorsicherheit

Editorial

Ein englisches Sprichwort sagt: „Die Menschen, nicht die Häuser, machen die Stadt.“ Mit Blick auf die Pilotprojekte der Nationalen Stadtentwicklungspolitik erscheint dieser Satz nur allzu wahr. Sie zeigen, dass eine Vielzahl von Akteuren die Entwicklung unserer Städte und Gemeinden prägt.

Sie setzen sich für den Zusammenhalt vor Ort ein, für Integration und Teilhabe. Und auch wenn wir darüber schon vieles zu wissen glauben – durch die genaue Analyse der Pilotprojekte und die vielen intensiven Gespräche mit den Akteuren vor Ort erhalten wir immer wieder neue Erkenntnisse. Ihr Handeln ist nie monokausal. Jeder Akteur folgt mehreren Kalkülen gleichzeitig, ist nicht nur Planer oder nur Investor. Er rechnet, hat Vorlieben, er agiert im globalen Kontext und mit lokaler Bindung. Mit der nun elften Ausgabe des Magazins *stadt:pilot* möchten wir wiederum ein Schlaglicht auf die Arbeit der Pilotprojekte werfen – auf die Ideen und Konzepte, die dort von den verschiedenen Akteuren in die Tat umgesetzt werden.

Spannende Lektüre wünscht

Direktor und Professor Harald Herrmann

Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung



Foto: Milena Schüssler

Akteure in der Stadt – Motor der Integration

Im Jahr 2013 machten sich die 19 Pilotprojekte des Projektauftrags „Stadtentwicklung und Wirtschaft“ mit der Frage auf den Weg, wie diese beiden Bereiche zusammengedacht und neu verknüpft werden können. Schnell zeigte sich, dass hier sehr viel mehr Synergien bestehen als auf den ersten Blick offensichtlich ist. Stadtentwicklung und Wirtschaft umfasst nicht nur die klassischen Felder wie Gewerbenueansiedlung, Wirtschaftsförderung oder Stadtmarketing. Vielmehr verdeutlicht das Spektrum der Pilotprojekte, dass Wirtschaft ein Akteur in der Stadt und im Quartier ist, der aktiv zur Entwicklung und zum Zusammenleben vor Ort beitragen kann.

In den Pilotprojekten „OnlineCity Wuppertal“ und „Virtualisierung der Güstrower Innenstadt“ engagieren sich Händler, um in Zeiten fortschreitender Digitalisierung und zunehmenden Online-Handels den lokalen Einzelhandel zu stärken. Die Innenstadt, der Marktplatz – in Städten traditionell der Ort, an dem sich das öffentliche Leben abspielt, man sich begegnet und austauscht – ist vielerorts vom Verlust dieser Funktionen bedroht, nicht zuletzt durch das Internet. Beiden Projekten ist es aber gelungen, diesem Trend entgegen zu treten und den

*Die Menschen,
nicht die Häuser,
machen die Stadt.*

lokalen Handel und damit die Innenstadt zu stärken, indem lokale Angebote mit Online-Angeboten intelligent verknüpft wurden. In Rheinland-Pfalz haben sich 16 Städte und weitere Akteure in einem Netzwerk zusammengetan, um über die Zukunft der Innenstädte nachzudenken. Gemeinsam haben sie Strategien entwickelt, wie der Standort Innenstadt besser aufgestellt werden kann. Alle drei Pilotprojekte haben nicht zuletzt

zum Ergebnis, dass die beteiligten Akteure aus Verwaltung, Handel oder Wirtschaftsförderung näher zusammengerückt sind.

In Mönchengladbach und Offenbach haben Unternehmer an der Erstellung von Masterplänen mitgewirkt. Mit diesem Engagement möchten sie nicht

nur die lokale Wirtschaft, sondern die gesamte Stadt stärken. Hierzu wurden mit den Bürgern zahlreiche Maßnahmen erarbeitet.

In Duisburg ist es die lokale Wohnungsbaugesellschaft, die Stadtentwicklung betreibt. Aus dem Plan, Alteingesessene und Neubewohner eines Quartiers durch wirtschaftliche Tätigkeiten in Kontakt zu bringen, ist ein Urban-Gardening-Projekt zur Integration von Geflüchteten geworden. In Leipzig wiederum

engagieren sich Führungskräfte aus Unternehmen für die Einbindung von Zugewanderten in den Arbeitsmarkt. Auch in den 15 Pilotprojekten des Projektauftrags „Zusammenleben in der Stadt“, die im Jahr 2015 starteten, setzen sich unterschiedliche Akteure für das soziale Miteinander vor Ort ein.

Im Projekt „Salz und Suppe“ aus Stuttgart kommen Bewohner aus unterschiedlichen Milieus beim gemeinsamen Kochen und Essen zusammen. Personen mit verschiedenen Biografien und Hintergründen besuchen sich zuhause und diskutieren beim gemeinsamen Dinner über Verbesserungsvorschläge für das Quartier. Initiator des Projektes ist das Stadtplanungsamt, das damit Begegnung und Austausch fördern möchte und zugleich eine neue Form der Bürgerbeteiligung erproben will. In Köln-Mülheim bringt das Theater die Quartiersbewohner mit ausgefallenen Methoden zum Nachdenken über das Zusammenleben in der Stadt von morgen. In dieser neuen Partnerschaft arbeiten Bürger gemeinsam mit Künstlern an ersten Projekten. In Hildesheim öffnet sich eine Herberge für Wohnungslose in ihr umgebendes Quartier. Herbergsbewohner und Anwohner gestalten zusammen die Herberge zu einem Treffpunkt um, ganz nach den gemeinsamen Wünschen und Bedarfen. Das Stadtplanungsamt in Stuttgart, das Schauspiel in Köln, eine Herberge für Wohnungslose in Hildesheim – auch hier wirken viele verschiedene Akteure. Gemeinsam mit den Bürgern arbeiten sie daran, das Zusammenleben zu verbessern und Teilhabe zu ermöglichen.

Zusammenhalt gestalten

Die Pilotprojekte der beiden jüngsten Projektaufträge der Nationalen Stadtentwicklungspolitik machen deutlich, dass immer mehr unterschiedliche Akteure in der Stadt und im Quartier Initiative ergreifen und sie wichtige Leistungen für den Zusammenhalt vor Ort erbringen. Die Projekte führen auch vor Augen, dass in unseren Städten und Gemeinden Menschen leben oder



Foto: Alexandra Roth

neu hinzugekommen sind, denen Teilhabemöglichkeiten zu eröffnen sind. So entstehen neue Herausforderungen und zugleich neue Chancen für eine sozial gerechte Stadtentwicklungspolitik. Die Pilotprojekte gehen hier beispielhaft voran und zeigen, wie im gemeinsamen Zusammenwirken die Integration von Zugewanderten, Wohnungslosen oder Arbeitslosen unterstützt und das Zusammenleben befördert werden kann. <



Vielfalt der Akteure in Stadt und Quartier

Lokale Ökonomie als Integrationskatalysator

Ein Besuch im Heimatgarten Duisburg

Im Duisburger Stadtteil Rheinhausen einen Beitrag zur Integration der hier lebenden und zuziehenden EU-Neubürger zu leisten – das war das erklärte Ziel der GEBAG Duisburger Baugesellschaft und der NRW.ProjektSoziales GmbH. Urban Gardening und Imkerei sollten für die Bewohner des Quartiers nicht nur Freizeitbeschäftigung sein, sondern auch wirtschaftliche Aktivität. Ein Vor-Ort-Besuch soll Aufschluss darüber geben, wie dies in Rheinhausen gelungen ist.

Ursprünglich sollten die sechs in die Jahre gekommenen Mehrfamilienhäuser abgerissen und durch moderne barrierefreie Gebäude ersetzt werden. Durch Urban Gardening auf dem weitläufigen Gelände dahinter sollte das nachbarschaftliche Zusammenleben von Alt- und Neubewohnern, Senioren und jungen Familien, Mietern und Nicht-Mietern im Quartier gefördert werden. „Ein neuer Geist würde damit durch das Areal wehen, der die erfolgreiche Entwicklung des Quartiers unterstützen könnte“, so die GEBAG.

Doch es war zäh am Anfang, das Interesse nicht groß. „Es fehlten die Treiber aus dem Stadtteil, die so etwas wollen“, sagt Frau Hoffmann-Bonk von der GEBAG. Aber inzwischen ist das Projekt so richtig in Gang gekommen. Bei Kaffee und selbstgebackenem Kuchen im Gartenbüro berichten mir die engagierten „Macherinnen“ des Projekts, wie schnell es sich von einem Urban Gardening Projekt zu einem Integrationskatalysator entwickelt hat.



Foto: Petra Valentin

Gemeinsam neu anfangen

Im letzten Jahr wurde ein Teil der Wohnungen mit 350 Flüchtlingen belegt. Mit ihnen ist der Grundgedanke des Projekts, die Integration von Menschen, wieder in den Fokus gerückt: Statt mit EU-Neubürgern wird nun Kontakt mit Geflüchteten aus dem Nahen und Mittleren Osten aufgenommen. „Kinder, wie

beispielsweise Sedra und Joudi aus Syrien waren die ersten, die das Angebot zu gärtnern angenommen haben. Mittlerweile kommen ihre Eltern auch“, freut sich Petra Valentin von der GEBAG, die für das Projekt verantwortlich ist. Zusammen mit Kindern und Erwachsenen, die lange hier wohnen, pflanzen sie Obst, Gemüse und Kräuter an. Inzwischen sind rund 50 Menschen im Heimatgarten aktiv, im Gartenbüro ist ein gemeinsamer Treffpunkt entstanden. „Das gemeinsame Gärtnern führt Alt- und Neumieter zusammen und bringt Personen unterschiedlicher Herkunft und Alters in Kontakt“, so Petra Valentin. Hassan aus Afghanistan und seine Frau finden bei der Gartenar-



Foto: Petra Valentin

beit Beschäftigung und Abwechslung während der Wartezeit bis zu einem Entscheid über den Asylantrag. Auch ist es eine weitere gute Möglichkeit, die deutsche Sprache zu lernen und nebenbei Nützliches über das Leben in Deutschland aufzuschnappen.

„Ich bin Gärtnerin, Sozialarbeiterin, Deutschlehrerin – alles in einem“, meint Annbritt Wagner von der GfB. Mit der Gemeinnützigen Gesellschaft für Beschäftigungsförderung mbH konnte hier ein Beschäftigungsprojekt etabliert werden.

Im Garten treffen wir auf Dirk und Thomas, die Hochbeete aus Holzpaletten bauen. Unter Frau Wagners Leitung arbeiten sechs Langzeitarbeitslose mit, Beete, Wege und Bänke des Heimatgartens herzustellen. Wenige Euro können sie sich bei dieser Maßnahme verdienen und am Arbeitsleben, aber auch am Miteinander teilhaben. Mit den Flüchtlingen arbeiten sie eng zusammen. Am Gartenrand kommen wir zu den Bienenstöcken, um die reger Flugbetrieb herrscht. Unter Anleitung eines Imkers konnten letztes Jahr 100 Gläser Honig produziert werden. Den leckeren Honig nehme ich gerne mit. Und auch die Erkenntnis, dass Urban Gardening nicht die ganz großen ökonomischen Impulse setzt, als Katalysator für Integration aber hervorragend funktioniert. Und dass es – wie so oft – engagierte Kümmerer vor Ort braucht, die anstoßen und in der Anfangszeit unterstützen. <

Am Esstisch die Stadt (weiter)entwickeln

Salz & Suppe

Gemeinsam kochen und gut essen bringt die Menschen zusammen. Dieses alte Bonmot ist bis heute gültig. Wo ließen sich besser neue Menschen kennenlernen, Ideen austauschen und auch kontroverse Diskussionen führen als am Esstisch? Daran knüpft das Pilotprojekt „Salz und Suppe“ an und setzt es als strategisches Instrument der Stadtentwicklung für Teilhabe und soziales Miteinander ein.

Essen, Zusammensein und miteinander Reden – dies sind die Grundzutaten des Stuttgarter Projektes, das Menschen aus unterschiedlichen sozialen Milieus zusammenbringt. „Salz und Suppe“ wirkt wie ein Katalysator. Dadurch, dass wir in den Gruppen eine große gesellschaftliche Vielfalt erzeugen, fördern wir nicht nur den Abbau von Vorurteilen und die Stärkung des sozialen Zusammenhalts. Gleichzeitig bringen die Teilnehmer



Foto: Stadt Stuttgart / andreas-kunz.photo

vielfältige Ressourcen und Sichtweisen mit und dies wiederum setzt Energien für eine bürgergetragene und kreative Stadtentwicklung frei“, beschreibt Ulrich Dilger das Projekt. Er ist Mitarbeiter der Stadt Stuttgart und Mitglied des insgesamt fünfköpfigen Projektteams, das das Projekt koordiniert und begleitet. Um diesen milieu- und stadtteilübergreifenden Dialog zu initiieren, wurde umfangreich Werbung betrieben und einzelne Gruppen gezielt angesprochen, um möglichst viele Stuttgarter Bürger zu erreichen. Neben Pressearbeit und der Erstellung einer Webseite wurden Flyer in unterschiedlichen Einrichtungen wie z. B. Sozialkaufhäusern und Familienzentren ausgelegt und in den sozialen Medien für das Projekt geworben. „Das Feedback war überwältigend. Wir hatten über 280 Bewerbungen, von denen wir leider nur 54 zusagen konnten“, zeigt sich Birgit Kastner aus dem Projektteam über das Interesse begeistert. Bei der Auswahl der Kochgruppen wurde darauf geachtet, dass diese bunt gemischt sind, um vielfältige Sichtweisen und

Bedürfnisse in die Diskussion einfließen zu lassen.

Am Ende konnten neun Kochgruppen mit jeweils sechs Teilnehmern gebildet werden. Nach einer Auftaktveranstaltung trafen sich die Gruppen an vier Abenden im Juni 2016, sodass insgesamt 36 Esstische in verschiedenen Quartieren von Stuttgart gedeckt wurden. Die Kochabende fanden bei den Teilnehmern zu Hause oder zunächst in städtischen Einrichtungen (z. B. Bürgerzentren oder Bibliotheken) statt, um den Einstieg zu erleichtern.

Vom gemeinsamen Abendessen zur konkreten Projektidee für den Stadtteil

Jedes Abendessen beginnt mit einer Stadtführung durch ein Stuttgarter Quartier. Diese weitet den Blick und bereitet die thematische Grundlage für den Abend: „Durch das Projekt habe ich meine Straße und viele interessante Menschen kennengelernt. Wir waren eine tolle Gruppe“, berichtet Felix Reidinger. Der 27-jährige Kommunikationsexperte ist erst vor Kurzem in den Stuttgarter Westen gezogen und findet das Beteiligungsangebot von „Salz und Suppe“ überzeugend.

Jede der neun Kochgruppen wählt zu Beginn eins aus sechs vorgegebenen Themen, wie beispielsweise „Kultur des Zusammenlebens im Stadtteil“, „Gesundes, urbanes Leben“ oder „Freizeit und Erholung in der Stadt“ aus, das im Verlauf der vier Abende diskutiert wird. Darauf basierend erarbeitete jede Gruppe eine Projektidee. Ging es am ersten Abend noch um das Kennenlernen und das Herauskrallisieren von konkreten Interessen innerhalb der breit angelegten Themen, durften am dritten Abend Visionen entworfen werden. Diese wurden



Foto: Stadt Stuttgart / andreas-kunz.photo

schließlich auf den Boden bzw. Esstisch der Tatsachen zurückgeholt und zur finalen Projektidee weiterentwickelt. Moderatoren begleiteten die Kochrunden, nicht nur damit alle Teilnehmer zu Wort kommen konnten, sondern auch aus organisatorischen

Gründen. So dokumentierten die Moderatoren die Abende und stellten die Organisation sicher, also z. B. wann und wo das nächste Mal gekocht wird. „Die Moderatorin war super. Sie hat zu Beginn den Ablauf und das Ziel erläutert und während der Abende viel Platz für den Austausch in der Gruppe gegeben“, berichtet Felix Reidinger.



Foto: Stadt Stuttgart / andreas-kunz.photo

Die Gespräche zwischen den Teilnehmern fanden auf Augenhöhe statt und es gab eine offene Diskussionskultur. Dies verlief insgesamt so harmonisch, dass nur eine Person während des gesamten Prozesses ausstieg. Einige Kochgruppen möchten auch nach dem Abschluss der ersten Runde „Salz und Suppe“ weitermachen: „Wir haben uns nach der Abschlussveranstaltung noch einmal getroffen, um die Ergebnisse auszuwerten. Ich würde jederzeit wieder teilnehmen“, bekräftigt Felix Reidinger. Ihn hat vor allem das zeitlich kompakt angelegte Format überzeugt: Nach vier gemeinsamen Abenden bei gutem Essen hatte jede Kochgruppe eine Projektidee entwickelt, die sie auf der Abschlussveranstaltung im Juli 2016 vorstellte. Die Projektideen wurden durch alle Teilnehmer von „Salz und Suppe“ nach den Kriterien Innovation, Umsetzbarkeit und (stadt-)gesellschaftlicher Mehrwert bewertet. Am Ende haben sich drei Projekte an die Spitze gesetzt: Neben einem wandernden Straßenfest sollen Konzepte zur gemeinschaftlichen (Zwischen-)Nutzung eines brachgefallenen Areals entwickelt sowie ein Bauwagen zur „Süßen Kiste“, einem mobilen Treffpunkt, umgebaut



Foto: Stadt Stuttgart / andreas-kunz.photo

werden. Die Gruppen der drei ausgewählten Projekte werden gegen Ende 2016 nun vom Projektteam „Salz und Suppe“ zu einem „Marktplatz der Ideen“ eingeladen. Bürgerschaft, Verwaltung, bestehende Initiativen und sonstige Sponsoren arbeiten

dann gemeinsam an der Umsetzung der Ideen. „Ressourcenbedingt müssen wir uns auf die drei besten Ideen konzentrieren. Aber auch die sechs übrigen Konzepte unterstützen wir, soweit es uns möglich ist. Beispielsweise über die Herstellung von Kontakten“, betont Ulrich Dilger.

Und was bleibt nach dem Essen?

Mit dem Projekt wird das vielfach diskutierte Thema Bürgerbeteiligung neu interpretiert: Statt den Abend mit 200 anderen Menschen im Bürgersaal zu verbringen, trifft sich eine kleine heterogene Gruppe an mehreren Abenden, um quartiersrelevante Themen zu besprechen und konkrete Projektideen zu entwickeln. Bürger, die sich sonst nur schwer für Stadtentwicklungsthemen und klassische Beteiligungsformate aktivieren lassen, ergreifen so selbst die Initiative. „Einige Gruppen marschieren nun ohne uns los und setzen ihre Ideen eigenständig um.“ Den Mehrwert sieht Birgit Kastner daher in der längerfristigen Perspektive: „Für viele Menschen erscheint die Verwaltung oft wie ein großer Koloss, an den man nicht herankommt. In diesem Verfahren zeigen wir, dass wir offen sind, auf Augenhöhe mit den Menschen kommunizieren und uns für ihre Anliegen interessieren. Das kam positiv an.“

Das Format eröffnet auch die Chance auf einen kontinuierlichen Beteiligungsprozess, der sich weniger an tagesaktuellen Themen orientiert. In der bisherigen Laufzeit hat das Projekt bereits vielfältige positive Effekte erzielt: Neben der Aktivierung



Foto: Stadt Stuttgart / andreas-kunz.photo

von Bürgern, Förderung des sozialen Miteinanders und Vernetzung von engagierten Akteuren wurden konkrete Projektideen entwickelt. Das Experiment „Salz und Suppe“ wird nun zusammen mit der Pädagogischen Hochschule Ludwigsburg evaluiert und eventuell modifiziert.

In Stuttgart könnte die geplante Fortschreibung des Stadtentwicklungskonzepts einen Einstieg bieten. Für eine bürgergetragene Verstetigung hat sich das Projektteam mit der Bürgerstiftung Stuttgart zusammengetan und möchte gemeinsam mit den Teilnehmern den Ansatz weiterentwickeln. [ag/sh](#)

Unternehmerisches Know-How für Quartiere Integration in den Arbeitsmarkt

„Je konkreter, desto besser“, ist sich Jörg Müller sicher. Er ist Geschäftsführer von IdeenQuartier, einer Beratungsfirma für Partizipation und Nachhaltigkeit, und leitet in Leipzig das Projekt „Mitarbeiter für Verantwortung“. Dessen Anliegen ist es, Unternehmen dafür zu motivieren, sich kulturell oder sozial in die Stadtentwicklung einzubringen. Nach Müllers Erfahrung sollte das zu bearbeitende Thema auf keinen Fall abstrakt sein, sondern möglichst nah an der Erfahrungswelt der Firmen liegen.

„Mitarbeiter für Verantwortung“ wird seit 2013 von der Nationalen Stadtentwicklungspolitik als Pilotprojekt gefördert. Ziel des Projekts ist es, durch die Einbeziehung von unternehmerischem Know-How integrierte Lösungen für Herausforderungen der Stadtgesellschaft zu entwickeln. Zu Beginn der Projektphase stand ein Themenworkshop, bei dem ermittelt wurde, welche Angelegenheiten den Leipzigern momentan besonders unter den Nägeln brennen und welche davon auch für die örtliche Unternehmerschaft von besonderer Bedeutung sind. Die Wahl fiel dabei auf die Reduktion der hohen Schulabbrecherquote in Leipzig und die Integration von Geflüchteten in den lokalen Arbeitsmarkt. Zur Bewältigung dieser Aufgaben wurden Führungskräfte der teilnehmenden Betriebe eingeladen, sich mit ihren spezifischen Fähigkeiten einzubringen.

Offizieller Träger des Projektes ist die Metropolregion Mitteldeutschland. Dort ist es im Unternehmensforum V-Faktor angesiedelt, das sich für verantwortungsvolles Wirtschaften einsetzt. Die Projektleitung liegt bei IdeenQuartier. Als inhaltlicher Partner ist zudem die gemeinnützige Organisation Common Purpose mit an Bord, die seit über 25 Jahren Leadership-Programme anbietet und viel Erfahrung mit der Schulung von Führungskräften beisteuern kann. Die meisten beteiligten Unternehmen kommen aus dem Mittelstand. Für viele von ihnen ist es selbstverständlich, sich für ihr lokales Umfeld einzubringen. Einen sperrigen Anglizismus wie das weit verbreitete Corporate Social Responsibility (CSR) würden sie dafür jedoch nicht verwenden. „Will man Mittelständler ansprechen, funktionieren Begriffe wie Verantwortung, Engagement oder Nachhaltigkeit viel besser“, weiß Jörg Müller aus seiner Arbeit. „Damit lassen sich Themen assoziieren, die in der täglichen Arbeit der Firmen sowieso eine große Rolle spielen.“

In der aktuellen zweiten Phase von Mitarbeiter für Verantwortung ist die Kernfrage, wie Geflüchteten in Leipzig durch die

Integration in Arbeit bessere Zukunftschancen geboten werden können. Als konkreter Ansatz hat sich ein Mentorensystem entwickelt, das 2017 starten soll: Handwerksbetriebe veranstalten in ihren Werkstätten Kurzvisitationen für Geflüchtete. Diese bekommen so die Möglichkeit, innerhalb eines kurzen Zeitraumes bei verschiedenen Firmen Einblicke zu erhalten und einen Überblick über die beruflichen Möglichkeiten im Handwerk zu erhalten. Für die Betriebe ergibt sich die Chance, dringend benötigte Auszubildende zu finden und freie Lehrstellen zu besetzen.

Als Fazit lässt sich festhalten, dass sich Unternehmen durch eine gute Themenauswahl sehr schnell für ein stadtbezogenes Engagement begeistern lassen. Zielführend sind dabei Aufgaben, die in einem unmittelbaren Kontext zu den Firmen stehen und die



Foto: Franziska Werner / FeinesBild.de

Teilnehmer auch persönlich berühren. Die Unternehmen schätzen die Mitwirkung ihrer Angestellten an derartigen Projekten, da sie dort wertvolle Fähigkeiten gewinnen, u. a. in der Teamarbeit, Projektmanagement und dem Umgang mit unterschiedlichen Akteuren, und dabei über den eigenen fachlichen Tellerand hinausblicken.

Wichtig sind den Wirtschaftsvertretern greifbare Gestaltungsmöglichkeiten. Die widersprüchlichen Regularien mit Bezug auf die Arbeitsmöglichkeiten von Geflüchteten stellten sich dabei mehrfach als hinderlich heraus, da sie nur schwer zu durchdringen und zu beeinflussen sind. Dennoch konnten auf kleiner Ebene schnell Ideen, wie das Mentorensystem, entworfen und zur Umsetzungsreife gebracht werden. Die Einbeziehung von lokalen Unternehmen, insbesondere aus dem Mittelstand, bildet also grundsätzlich eine bereichernde Komponente, wenn es um die Bewältigung großer städtischer Aufgaben geht. [fh](#)

Gemeinsam Handeln

Neue Impulse für alte Marktplätze

„Die Stadt braucht den Handel – aber der Handel braucht die Stadt bald nicht mehr!“ Löst sich im digitalen Zeitalter in der europäischen Stadt wirklich die jahrhundertlange Beziehung zwischen Markt und Innenstadt auf? Gehört der kleinteilige, inhabergeführte Einzelhandel bald vollständig der Vergangenheit an, weil die Kunden nur noch im Internet, dem größten Kaufhaus aller Zeiten einkaufen? Oder trägt die Entwicklung nur zu einer überfälligen Innovation des Handels bei, wenn es gelingt, Online- und Offline-Welten zu verbinden, beispielsweise durch gemeinsames Handeln auf lokaler Ebene?

Viele Prognosen für den stationären Einzelhandel sind düster: Schon seit Längerem geht die Bedeutung von inhabergeführten Fachgeschäften zugunsten größerer Einzelhandelsketten und der wachsenden Zahl an Shoppingcentern zurück – die Angebote in vielen Innenstädten wirken austauschbar. Und der rasant wachsende Online-Handel hat diesen Trend nochmals deutlich verschärft. Einige Experten prognostizieren, dass in den kommenden Jahren 50.000 Einzelhändler aufgeben müssen – das wäre jedes achte Geschäft in Deutschland. Diese Entwicklung trifft besonders inhabergeführte Läden in Klein- und Mittelstädten, speziell Geschäfte, die unter der Konkurrenz großer Handelsketten und Online-Shops leiden.

Gleichzeitig ist zu beobachten, dass sich die strikte Trennung zwischen Online und Offline auflöst: „Bricks and Clicks“ werden integriert, „Click and Collect“ (online bestellen und im Geschäft abholen) gewinnt an Attraktivität. Alle Vertriebskanäle werden parallel genutzt – sowohl von Händlern als auch von Kunden. So öffnen Onlinehändler mittlerweile stationäre Ladengeschäfte und stationäre Einzelhändler verkaufen ihre Produkte auch online – im eigenen Shop oder auf virtuellen Marktplätzen. Gerade für die kleinen inhabergeführten Geschäfte ist der technische und zeitliche Aufwand jedoch bislang groß, einen eigenen Shop im Netz zu betreiben.

Virtuelle lokale Marktplätze

Genau hier setzen zwei Händlergemeinschaften an, die sich und ihre Produkte auch auf virtuellen lokalen Marktplätzen im Netz präsentieren: Die Online City Wuppertal und das Virtuelle Schaufenster Güstrow. Eine so große bundesweite Resonanz auf

das Projekt in Medien und Fachöffentlichkeit hätten sich die Projektbeteiligten in Wuppertal nicht träumen lassen: „Das ist ein unbezahlbarer Marketingeffekt für den Standort Wuppertal, der so nie geplant war“, bestätigt der begeisterte Vorstand der lokalen Wirtschaftsförderung, Rolf Volmerig. Unter dem Slogan „Lokal 1A shoppen – offline wie online“ macht die Online City Wuppertal drei Angebote: ein Online-Portal von aktuell 56 stationären Händlern (talMARKT.net), ein gemeinsames Ladenlokal



in einem innerstädtischen Shoppingcenter mit Abholstation für Online-Bestellungen (talKONTOR) sowie ein Beratungs- und Qualifizierungsangebot für die Händler. „Mit dem Projekt ist es gelungen, die Digitalkompetenzen der Geschäftsleute zu verbessern und die räumlich im Stadtgebiet verstreute lokale Geschäftswelt im Netz unter einer Adresse zu präsentieren“, so Volmerig. „Das Thema Digitalisierung des Handels ist in den Köpfen endlich angekommen.“

Dabei ging es den Projektinitiatoren nicht um die Schaffung einer virtuellen Parallelwelt, sondern um das Ineinandergreifen von analogen und digitalen Welten. „Das Netz ist nicht nur ein Globalisierungsmedium, sondern auch ein Lokalisierungsmedium“, so Impulsgeber und

„Das Internet ist ein Lokalisierungsmedium.“

Innovationsberater Andreas Haderlein. „Es gibt eine zunehmende Anzahl lokaler Suchanfragen, die jedoch nur bei entsprechender Online-Präsenz auch beantwortet werden können.“ Gestiegene Umsätze in den beteiligten Wuppertaler Geschäften zeigen, dass dieser Ansatz funktioniert. Auch die beteiligten Händler bestätigen die Entwicklung: „Ich habe im Geschäft viele neue Kunden bekommen, die mich vorher gar nicht kannten und erst im Netz gefunden haben“, so Juwelier Hans-Jürgen Rehermann. Und für die Händler sind letztlich alle Kunden gleich: „Ob der Kunde nun bei mir online oder offline kauft, ist

mir egal – Hauptsache, er kauft bei mir“, sagt Markus Kuhnke vom Naschkatzenparadies. Und dafür musste der Süßwaren-Spezialist auch hart arbeiten und in vielen Nachtschichten sein Warensortiment einzeln fotografieren, die Bilder bearbeiten und schließlich online stellen.

Die Transformation des stationären Einzelhandels ist in Wuppertal jedoch noch lange nicht abgeschlossen. Nach dem Ende der Förderung durch die Nationale Stadtentwicklungspolitik führt der von Händlern und Wirtschaftsförderung gegründete Verein talMarkt e. V. den Marktplatz weiter. Schwerpunkte sind die Vergrößerung des Warenangebotes und die Intensivierung der lokalen Werbung. Die technische Infrastruktur wird auch zukünftig von Atalanda bereitgestellt und weiterentwickelt. Auch für das junge Unternehmen aus Bad Reichenhall hat sich das Wuppertaler Pilotprojekt gelohnt. Weitere lokale Verkaufsplattformen wurden für andere Städte bereits umgesetzt, z. B. in Wolfenbüttel und Göppingen.

Kümmerer entscheidend

Während die Kunden in Wuppertal sowohl offline als auch online lokal einkaufen können, wird in Güstrow nicht gemeinsam im Netz gehandelt. Hier präsentiert sich die Geschäftswelt der mittelalterlichen Altstadt zwar gemeinsam im lokalen Virtuellen Schaufenster – gekauft werden kann bei den meisten Händlern jedoch nur im Laden selbst. Träger des Projektes ist die Stadtverwaltung, die das Angebot im Rahmen des Stadtmarketings nutzt, um Güstrow für einkaufswillige Touristen interessanter zu machen. Mit dem sogenannten Bummel-Leitsystem können Besucher der Barlach-Stadt verschiedene Stationen aus



Foto: OnlineCityWuppertal

Kultur, Handel und Gastronomie vorab online recherchieren und für ihren Stadtbummel zu einer Route verbinden. Der wirtschaftliche Erfolg der lokalen Online-Marktplätze hängt natürlich von der Qualität und vom Umfang des Warenangebotes ab.

Von zentraler Bedeutung für die Umsetzung sind aber vor allem Kümmerer vor Ort, wie der Wuppertaler Wirtschaftsförderer Volmerig bestätigt: „Es muss einen professionellen Mitarbeiter in Vollzeit geben – für Vertrieb, Begleitung und Netzwerkar-



Foto: OnlineCity Wuppertal

beit.“ Auch die Güstrower Projektleiterin Anett Zimmermann und ihr Kollege Thomas Jesse aus der städtischen Abteilung Marketing, Kultur, Tourismus berichten, wie wichtig diese Funktion ist: „Wir mussten viele persönliche Gespräche zur Überzeugung der Händler führen, denn die Skepsis war groß. Für so ein Projekt braucht es einen langen Atem“, so Zimmermann. Von ehrenamtlichen Interessengemeinschaften ist ein solcher Aufwand professionell nicht zu leisten. Daher wird die Stadt auch nach dem Ende der Förderung die Projektleitung des Virtuellen Schaufensters fortführen.

Neue Gemeinschaften

Auch wenn sich die neuen Ideen für den „alten“ Marktplatz Innenstadt in der Praxis noch weiter bewähren müssen, wird deutlich, dass lokale Online-Marktplätze und virtuelle Schaufenster aus dem Repertoire des Handels- und Stadtmarketings nicht mehr wegzudenken sind. Und auch für das Zusammenwirken in der Stadt, sind diese Projekte von großer Bedeutung. Es entstehen neue Händlergemeinschaften über Stadtteile hinweg, bei denen nicht mehr wie in den klassischen Standortgemeinschaften die Zugehörigkeit zu einem Straßenzug oder einem Quartier maßgeblich ist. Verbindendes Element und Interesse ist der gemeinsame Online-Marktplatz, der auch Identität stiften kann. So kann die Konkurrenz des Online-Handels also auch Positives bewirken und dazu führen, dass sich vor Ort in den Städten neue Netzwerke und Allianzen bilden, Handel und Stadt miteinander kommunizieren und die Einzelhändler erkennen, dass einzeln handeln nun wirklich keine Zukunft mehr hat. **sk**

Dialog für eine integrierte Standortentwicklung „Klarstellung“ für die Innenstadt

Mit dem „Dialog Innenstadt“ wollen die Städte in Rheinland-Pfalz gemeinsam den Herausforderungen zur kooperativen Gestaltung des Funktionswandels und einer zukunftsfähigen Sicherung ihrer Innenstädte begegnen. Im Rahmen des Dialogs wird nach Lösungswegen gesucht, bei denen die strategische Weiterentwicklung des Standorts Innenstadt im Zusammenspiel von lokaler Politik, Verwaltung und Wirtschaft im Fokus steht.

Dauerhafte Ladenleerstände, schnelle Inhaberwechsel, Rückgang der Kundenzahlen, Zunahme der Citygalerien und die Verödung ganzer Stadtkerne prägen vielerorts das Bild der Innenstädte. Die Folgen eines veränderten Konsumverhaltens sowie des demografischen und wirtschaftsstrukturellen Wandels sind auch in den Zentren der rheinland-pfälzischen Städte zunehmend sichtbar und erhöhen den Handlungsdruck auf die verantwortlichen Akteure in Politik, Verwaltung und Wirtschaft.

„Das 2008 gegründete Netzwerk Innenstadt Nordrhein-Westfalen ist mit über 80 Partnerkommunen ein positives Beispiel für Austausch, Kooperation und Problembündelung. Es wird vom Land aus Mitteln der Städtebauförderung unterstützt. Wichtig finde ich die professionelle Steuerung der Netzwerkaktivitäten durch unsere Geschäftsstelle.“

Carola Scholz, Ministerium für Bauen, Wohnen, Stadtentwicklung und Verkehr des Landes Nordrhein-Westfalen

In einem intensiven Erfahrungsaustausch kommen daher seit drei Jahren die für eine Entwicklung des Wirtschaftsstandortes Innenstadt relevanten Akteure rheinland-pfälzischer Städte zusammen, um sich über Erfordernisse und Handlungsansätze für tragfähige lokale Aufwertungsprozesse auszutauschen. Unterschiedliche Veranstaltungsformate machen die Netzwerkarbeit aus. Der interkommunale Austausch findet alle zwei Monate im Rahmen der Arbeitstreffen der städtischen Projektpartner statt. Einmal im Jahr gibt es das Forum Innenstadt als öffentliche Veranstaltung.

Spielerischer Austausch vor Ort

Ergänzend zum landesweiten Erfahrungsaustausch wurden die Erkenntnisse mit Hilfe eines Planspiels in ausgewählten

Städten konkretisiert und qualifiziert. Mit der neu entwickelten Planspielmethodik „KlarStellung“, die an Methoden der Psychotherapie angelehnt ist, wird es möglich, Lösungsansätze für besonders verfahrenere und emotionalisierte Problemkonstellationen der Stadtentwicklung zu finden. „Es geht darum, bislang mehr oder minder getrennt voneinander agierende Innenstadtakteure zusammenzuführen, um ein Planungshandeln zu simulieren. Hierfür werden die für die jeweilige Problemstellung vor Ort relevanten Akteursgruppen eingebunden, um ihre spezifischen Interessen und Strategien einzubringen“, erläutert Maximilian Vollmer, der das Projekt zusammen mit Holger Schmidt von der TU Kaiserslautern leitet.

Integriertes Standortmanagement Innenstadt

Mit der Abschlussveranstaltung in Mainz im Juni diesen Jahres konnten nun Ergebnisse vorgestellt und ein Praxisleitfaden präsentiert werden. In seinem Fazit hob Holger Schmidt hervor, dass in rheinland-pfälzischen Städten Bedarf an strategischem Austausch und Vermittlungsformaten vorhanden ist. Der Dialog Innenstadt schließt hier eine Lücke. Ausgehend von den aufgezeigten Trends wird eine Orientierung an den lokal vorhandenen Stärken befürwortet und ein Integriertes Standortmanagement empfohlen. Es versteht Innenentwicklung als offenen Gestaltungs- und Kommunikationsprozess. Der Leitfaden zeigt die inhaltliche Bandbreite und das Themenspektrum eines derartigen Managements auf und ist konkrete Arbeitshilfe. Er bietet den Städten eine umsetzungs- und akteursorientierte Praxishilfe für die kooperative Entwicklung und Stärkung des Standorts Innenstadt. Empfehlungen zu Projektmanagement, Image und Marketing, Kommunikation und Beteiligung sowie Städtebau und Immobilien werden beschrieben und durch Praxisbeispiele illustriert. Der Leitfaden wird in Kürze sowohl gedruckt als auch digital erscheinen. Von Projektbeginn an war es das erklärte Ziel der Projektbeteiligten, mit dem Dialog einen Austausch anzustoßen, der sich verstetigt und zu einem Städtenetzwerk wird. Ein solches Netzwerk erfordert auch Verankerung auf Landesebene. Werden die Ergebnisse eines Erfahrungsaustauschs auch auf übergeordneter Ebene zur Kenntnis genommen, kann sich ein Städtenetzwerk zu einem wichtigen Akteur der Stadtentwicklung im Land entwickeln. Die intensive Mitwirkung der bisher beteiligten Städte sowie die aktive Teilnahme landespolitischer Vertreter am Projektbeirat erlauben hierbei einen optimistischen Blick in die Zukunft. <

Grüne Energie in der Region Heide

Grün ist die Region um die norddeutsche Stadt Heide bereits. Dass dies auch für den Bereich der Nahrung und Energie gilt, damit beschäftigt sich das Projekt „Grüne Energie Region Heide“. Im Fokus steht hierbei, die Erzeugung gesunder (Bio-) Lebensmittel mit der Produktion regenerativer Wärme und Strom zu verbinden. Neben der Entwicklung eines Prämienmodells, welches den Einkauf regionaler (Bio-)Lebensmittel und „grüner“ Energie anregen soll, umfasst dies beispielsweise die Erstellung eines Konzeptes für Stadt-Umland-Werke, durch die die Region mit nachhaltigen regionalen Produkten aus den Bereichen Strom, Wärme und Mobilität versorgt werden soll. Auch die Ausweitung des regionalen Bio-Lebensmittelangebotes verknüpft mit verschiedenen Möglichkeiten zur Bürgerbeteiligung ist ein Teilprojekt.



Foto: FIRU mbH

Kooperationszentrum Sonnenberg

Im Stadtteil Sonnenberg tut sich was. Dies ist bereits seit dem Pilotprojekt „Konserviertes Stadtquartier“ klar, auf dem nun aufgebaut wird. Die Idee ist jetzt, die Hauskümmerer-Idee zu verstetigen und unter Einbeziehung weiterer Partner wie Handwerker und Gewerbetreibende vor Ort ein von den Eigentümern des Gebietes getragene und auf Selbsthilfe im Stadtteil orientierte Kooperation auszubauen, um die gründerzeitliche Bebauung zu erhalten und einem weiteren Verfall des Stadtteils entgegen zu wirken. Maßgebliche Erfolge des Projektes sind die Schaffung des Kooperationszentrums Sonnenberg und die Gründung der „Offenen Werkstatt“ mit Repair Café, welche sich durch sehr hohes bürgerschaftliches Engagement entwickelt haben.



Foto: FIRU mbH

Unternehmen Tafelrunde - Urban Gardening und Solidarische Landwirtschaft

Der Trend zum Urban Gardening ist ungebrochen. Diesen mit sozialen Einrichtungen zu verknüpfen hat sich das Projekt „Unternehmen Tafelrunde“ zum Ziel gesetzt und dabei verschiedene Ansätze – Bottom-up, Strategic Urbanism und Top-Down – erprobt. An drei Standorten sind gemeinschaftlich bewirtschaftete Gärten und innovative Modelle einer solidarischen Landwirtschaft entstanden. Der Gründungsprozess war bei allen drei abenteuerlich und von Anpassungen geprägt. Neben einer aus dem Zusammenschluss mehrerer Kleingärten erwachsenen solidarischen Gartenwirtschaft, einer Gemüseanbaufläche und einem „naschbarem Rastplatz“ am Rande eines Parks sind auch die WeltGärten entstanden, ein Ort für Flüchtlinge, bei dem es weniger auf Gemüseanbau als auf den Treffpunkt ankommt.



Foto: FIRU mbH

DialogExtrem April 2016: Ankommen – Visionen für ein neues Berlin

In der Veranstaltung DialogExtrem des Pilotprojekts „openberlin“ sitzen an 40 Tischen geladene Experten, die für 25-minütige, persönliche Tischgespräche zu unterschiedlichen Aspekten eines Themas gebucht werden können. Alle halbe Stunde erfolgt eine neue Platzvergabe. Alle Gäste, die keinen Platz am Tisch buchen konnten, können ausgewählte Gespräche über Audio mitverfolgen.

„In der Wohnraum-/Unterbringungsfrage geht es nicht nur um bezahlbaren Wohnraum, sondern vor allem um Konzepte des zukünftigen Zusammenlebens, so kann beispielsweise das Bauen selbst mit der Integration von Geflüchteten organisiert werden um von Anfang an eine Akzeptanz zu erzeugen.“

Doris Kleilein, Bauwelt

„Wir müssen Strategien entwickeln, dass es eben nicht nur Wohnen für Flüchtlinge ist. Der Mix ist dabei ganz wichtig. Dadurch, dass immer wieder neue Menschen, auch innerhalb Deutschlands in die Städte ziehen, braucht es immer diese ‚Ankunftshäuser‘. Dann ist es ein Ankommen für alle, für jeden der neu einzieht.“

Peter Haslinger, Architekt

„Die Idee war eine Unternehmen von und für Flüchtlinge zu gründen, Isolation von Gesellschaft und Arbeit und Bildung war der Antrieb für das Unternehmen, vor allem der Zugang zum Arbeitsmarkt muss den Geflüchteten von Anfang an möglich sein!“

Corinna Sy, Cucula e. V.

„Eine individuelle Behandlung der Geflüchteten ist wichtig, vor allem geht es darum herauszufinden, welche Qualifikationen oder Vorbildungen sie haben und sie danach gezielt in den Arbeitsmarkt zu bringen.“

**Dr. Ibrahim Alsayed,
Salam e. V.**

Weitere Infos: www.dialog-extrem.de



„Der Begriff Asylbewerber ist im Prinzip nicht richtig. Asyl ist ja [...] ein Grundrecht. Wir würden uns ja auch niemals um andere Grundrechte wie unsere Meinungsfreiheit oder unsere Menschenwürde bewerben.“

van Bo Le Mentzel, Architekt

„I want to contribute to the german economy. I known Deutschland [...] needs help as well. We are here. I am young. I am energetic. Don` t waste my time. They call us useless, they call us lazy. How can you call us useless and lazy when you keep us isolated?“

Fadhumo Musa, motivational speaker

„Der Bezirk Berlin Mitte zeigt aus meiner Sicht beispielhaft die zukünftige Gesellschaft in Deutschland. Die Berliner Mischung ist ein gutes Vorbild des Zusammenlebens von NeuberlinerInnen und AltberlinerInnen.“

Christian Hanke, Bezirksbürgermeister Berlin Mitte/ SPD

„Im alten Medina wurde zwischen Juden, Christen, Politisten und neuankommenen Muslimen der Medinensische Vertrag geschlossen, der besagte, [...] dass jeder Bewohner einen Geflüchteten aufnehmen muss.“

Ender Cetin, Sehlik Moschee

„Integration auf dem Arbeitsmarkt ist das Entscheidende, ohne Eingliederung auf dem Arbeitsmarkt ist Integration nicht möglich.“

Gregor Gysi, Bundestagsabgeordneter/ Die Linke

„Bildung ist ein Schlüssel zu einer gelingenden Integration, die Änderung des Aufenthaltsstatus, der den Zugang zu Hochschulen und Universitäten ermöglicht, war ein entscheidender Faktor in der Integrationsfrage.“

Katharina Kube, In(2) TU Berlin

„Kunst in der Integration ist wichtig, als Aktivierung, als Denkanstoß, als Inspiration, die in Strukturen reinarbeiten kann.“

Ariane Jedlitschka, Helden wider Willen e. V.

Gemeinsame Regiebücher für Stadt, Bürger und Wirtschaft

Masterpläne Mönchengladbach und Offenbach

Köln hat einen, Duisburg hat einen, Darmstadt und Frankfurt arbeiten daran. Und auch in zwei Pilotprojekten der Nationalen Stadtentwicklungspolitik in Offenbach und Mönchengladbach wurde an Masterplänen gearbeitet. Was hat das mit der Wirtschaft zu tun und was bedeutet das für die Entwicklung der Gesamtstadt? Antworten aus Mönchengladbach und Offenbach.

Das Besondere an beiden Masterplänen ist, dass sie ganz oder teilweise von der Wirtschaft finanziert wurden. Nicht aus reiner Liebe zur Stadt, sondern vor allem aus Angst vor dem harten Wettbewerb der Städte untereinander und weil der Blick von außen notwendig erscheint. Von der Verbesserung des Erscheinungsbildes, einer neuen Mobilitätsstruktur, der Entwicklung attraktiver Arbeitsstandorte und hochwertiger Adressen für den Wohnungsbau erhofft man sich eine Stärkung der Wirtschaft insgesamt.

„Wir wollten der Zufälligkeit der Stadtentwicklung ein Ende setzen“, sagt Architekt Fritz Otten aus Mönchengladbach. Dazu hat man „qualitative Ziele definiert, um auch künftig im Wettbewerb der Städte und Regionen bestehen zu können.“ Herr Otten leitet zusammen mit dem Unternehmer Ernst Kreuder den Verein MG 3.0 e. V., der sich aus Unternehmern, Bürgern und der IHK zusammensetzt und der bei der Wirtschaft Geld eingeworben hatte, um 2013 den Masterplan Mönchengladbach durch den britischen Architekten Nicholas Grimshaw erarbeiten zu lassen.

1000 Tage Masterplan – Mönchengladbach im Aufbruch

In den drei Jahren nach Verabschiedung des Masterplans hat der Verein zusammen mit der Stadt und den Bürgern konkrete Impulse für die Umsetzung des Masterplans gegeben. Gemeinsames Ziel war es, möglichst rasch Projekte mit wirtschaftlicher Ausstrahlungskraft und zugleich städtebaulicher Signalwirkung in Gang zu setzen. Die Starterprojekte zielten in unterschiedlicher Ausprägung jeweils auf die Entwicklung identitätsstiftender Standorte, die für Wirtschaft und Zivilgesellschaft gleichermaßen attraktiv sind.

Ein großer Erfolg war der städtebauliche Wettbewerb für das brach liegende Areal der City Ost. Die Entwürfe wurden öffentlich diskutiert und für die weitere Konkretisierung qualifiziert.

„Ich wohne gerne in Offenbach, weil es tolle Kunst- und Kulturangebote gibt.“

Der Gedanke des Masterplans, an diesem Ort eine besondere städtebauliche Qualität zu schaffen, wurde erfolgreich umgesetzt. In der „mobilen Denkfabrik“, einem umgebauten Linienbus, wurde an mehreren Standorten mit den Bürgern über die Entwicklung des Geroparks diskutiert. Der daraus entstandene „Anforderungskatalog“ dient jetzt als Grundlage für eine Rahmenplanung. Und auch für die Aufwertung einer Radroute zwischen Gladbach und Rheydt hat der Masterplanverein zusammen mit dem ADFC einen ersten wichtigen Impuls gegeben. „Als der Rat der Stadt Mönchengladbach am 3. Juli 2013 den städtebaulichen Masterplan MG3.0 verabschiedete, hatten wir zwar gehofft, aber nicht gewusst, was unser Projekt tatsächlich auslösen würde: die Stadt Mönchengladbach in Aufbruchstimmung zu versetzen“, freut sich André Haack von der IHK, bei der die Geschäftsstelle des Vereins MG3.0 angesiedelt ist.



Foto: MG3.0 e. V.

„Der Masterplanverein hat die gesamte Stadt für sein Tun interessiert, indem er alle zur Diskussion aufgerufen hat. So kamen nicht nur die stadtbekanntesten „Nörgler“, sondern vor allem die Optimisten und Veränderer zu Wort.“ Haack hält es für äußerst wichtig, bestehende private Initiativen mit zur Diskussion einzuladen und gemeinsam mit ihnen einen Prozess anzustoßen. Denn sie sind wiederum Multiplikatoren für eine Öffnung der Stadtentwicklung. Ebenso erfolgsentscheidend für alle Aktionen

ist der Masterplanbeirat. Er setzt sich aus dem Verein MG 3.0, den Ratsfraktionen, der Stadt und städtischen Gesellschaften zusammen. Er ist dem politischen Entscheidungsprozess vorgeschaltet, schlägt Schlüsselprojekte und bedeutsame Entwicklungsflächen vor, bündelt lokale Energien zur Unterstützung und beteiligt die Öffentlichkeit aktiv – eine gelungene Kooperation zwischen Stadt, Bürgerschaft und der Wirtschaft.

Er ist dem politischen Entscheidungsprozess vorgeschaltet, schlägt Schlüsselprojekte und bedeutsame Entwicklungsflächen vor, bündelt lokale Energien zur Unterstützung und beteiligt die Öffentlichkeit aktiv – eine gelungene Kooperation zwischen Stadt, Bürgerschaft und der Wirtschaft.

Für das Offenbach von morgen

Während in Mönchengladbach schon kräftig an der Umsetzung von Maßnahmen aus dem Masterplan gearbeitet wird, haben die Stadtverordneten den Masterplan Offenbach 2030 erst dieses Jahr verabschiedet. Die Kosten für den Prozess teilten sich die Stadt und der Verein „Offenbach offensiv“, einem Zusammenschluss von Unternehmern, Institutionen und Bürgern. Auch die Koordination haben sie gemeinsam übernommen. Erarbeitet wurde der Masterplan vom Planungsbüro Albert Speer & Partner. Doch nicht hinter verschlossenen Türen, sondern im Zusammenspiel mit der Offenbacher Stadtgesellschaft.

Wie soll das Offenbach von Morgen aussehen? Wie werden wir wohnen und arbeiten? Wie können wir neue Gewerbebetriebe ansiedeln und neue Einwohner gewinnen? Mit diesen zentralen Fragen befassten sich die Akteure in Veranstaltungen und online. In Dialoggruppen, Kamingsgesprächen mit Wirtschaftsvertretern und großen Bürgerveranstaltungen wurden Entwicklungsziele für die Stadt vereinbart und konkrete Maßnahmen zu deren Erreichung erarbeitet. Unter dem Stichwort „Masterplan vor Ort“ wurden durch Aktionen in der Innenstadt und auf Stadtfesten ganz unterschiedliche Bevölkerungsgruppen erreicht. Besonderes Highlight war eine Veranstaltung mit gemeinsamem Fastenbrechen während des Ramadan, bei der viele migran-tische Familien mitgemacht haben. Mit dem Masterplan Offenbach 2030 verfügt die Stadt nun über ein gesamtheitliches Rahmenkonzept mit einem besonderen Fokus auf Wohnen und Wirtschaft. Zu den

Schlüsselmaßnahmen, die zuerst angegangen werden, gehören die Entwicklung des City-Kerns, ein Designport im Nordend und ein Innovationscampus im Osten Offenbachs. Auch hier wird ein Masterplanbeirat die Umsetzung begleiten und Projekte anstoßen.



Innovationscampus Main, Albert Speer & Partner

Foto: Albert Speer & Partner, Stadt Offenbach

„Was ich besonders schätze, ist die Vielfalt an Kulturen, die hier leben. Das weitet den eigenen Horizont.“

Bei aller Skepsis gegenüber Stadtentwicklungskonzepten, die von der Wirtschaft mitfinanziert sind, zeigen die Kooperationen in Mönchengladbach und Offenbach, dass sowohl in der Planung als auch bei der Umsetzung ein Zusammenwirken von Stadt und Wirtschaft gewinnbringend ist. Die Beteiligten in beiden Städten sind sich jedoch einig: Voraussetzungen sind Transparenz und Offenheit im Umgang miteinander und mit der Öffentlichkeit, Kommunikation auf Augenhöhe und eine professionelle Struktur. Die Planungshoheit und Entscheidungsfreiheit der Stadt indes sind nicht verhandelbar. <

Projektaufruf „Stadtentwicklung und Wirtschaft“ – Werkstatt zum Abschluss

Der Duft fremdländischer Speisen empfängt die nach und nach eintreffenden Teilnehmer der letzten Erfahrungswerkstatt im Aufruf „Stadtentwicklung und Wirtschaft“. Der Begrüßungssnack, den die internationale Frauengruppe im Stadtteilzentrum Schelmengraben in Wiesbaden serviert, kommt gut an und befördert die Vorfreude auf das gemeinsame Abendessen. Zuvor steht jedoch auch noch etwas Arbeit auf dem Programm, schließlich soll die Werkstatt wichtige Erkenntnisse zur weiteren Ausrichtung der Nationalen Stadtentwicklungspolitik und insbesondere auch für die Modifizierung bestehender oder die Auflage

neuer Programme der Städtebauförderung liefern. Die Reflexion der Projektlaufzeit soll hierbei durchaus auch kritisch erfolgen und Hindernisse oder Hürden aufdecken. Besonders interessant ist außerdem die Frage, wie Stadtentwicklung und Wirtschaft letztendlich in den Projekten verknüpft werden konnten. Bevor es dann ans Abendessen geht, erfolgt ein Rundgang durch die von Ernst May geplante Großsiedlung. Der zweite Veranstaltungstag mit Location in der prunkvollen Wiesbadener Innenstadt ist dann auch ein deutliches Kontrastprogramm, welches den Arbeitseifer der Teilnehmer jedoch in keinsten Weise schmälert. „Wieder mal eine gelungene, informative Veranstaltung und eine gute Gelegenheit, die Kontakte zu vertiefen“, so das Fazit eines Teilnehmers.

Von der Ausstellung zum Stadtentwicklungsprozess

Fachwerk Triennale 2015

Die Arbeitsgemeinschaft Deutsche Fachwerkstädte e. V. präsentiert seit 2009 im Turnus von drei Jahren die Fachwerk-Triennale mit Strategien, Konzepten und Projekten zur Weiterentwicklung und zum Umbau von Fachwerkstädten. Dieses Mal mit innovativen Ansätzen für dauerhafte Allianzen zwischen Bürgern, Verwaltung und Wirtschaft.

Insbesondere die in schrumpfenden Regionen gelegenen historischen Fachwerkstädte sehen sich massiv mit den Folgen des demografischen Wandels konfrontiert. Bevölkerungsschwund, Leerstände, Einbußen im Handel und nachlassendes privates Engagement geben Anlass zur Sorge. Im Mittelpunkt der Triennale 2015 standen daher innovative Ansätze in Kooperation mit der Wirtschaft. Diese reichen vom Sponsoring über Crowdfunding, die Gründung von Genossenschaften bis hin zu



Foto: Diana Wetzstein

PPP-Modellen. Unter den 18 Beiträgen finden sich einige bürgerschaftliche Initiativen, die durch die Wirtschaft professionelle Unterstützung erfahren. So hat sich die Altstadtgenossenschaft in Hann. Münden als Träger der Stadtentwicklung mittlerweile fest etabliert. Als spektakulärste Aktion hat sie die „9 x 24-Hausanierung“ auf die Beine gestellt, bei der in nur neun Tagen ein mittelalterliches Fachwerkhaus mit Hilfe von Freiwilligen wieder bewohnbar gemacht und vor dem Abriss gerettet werden konnte. In Duderstadt und Wernigerode konnten Beiträge lokaler Unternehmen zur Rettung des baukulturellen Erbes in Form aktiver Unternehmensbeteiligungen oder Fonds verstetigt werden. Zusammen mit der Stiftung trias haben einige der Fachwerkstädte die Gründung eines gemeinsamen Bürgerfonds vereinbart. Dieser soll das zentrale Problem beim Erwerb von Immobilien und den Zugang zu Kapital für die Sanierung von Fachwerkhäusern durch Initiativen überbrücken. Die Umsetzung eines bürgerschaftlich getragenen Konzepts zur

Rettung der historischen Fachwerkstadt gelingt in Bleicherode und Duderstadt gemeinsam mit Stadt, privaten Projektpartnern und Eigentümern. An historischer Stelle hat in diesem Jahr die „FachwerkStadt“ eröffnet – ein temporärer Ort des Dialogs und Ideenschmiede. Dem Leerstand begegnen einige Fachwerkstädte auch mit kreativen Zwischennutzungen. Mit der Idee des Designparcours konnten in Frankfurt-Höchst durch kurzzeitige Zwischennutzungen längerfristige Mietverhältnisse angestoßen werden.

Tradition und Integration

Zum Engagement gehören auch Initiativen im Themenfeld Integration. Die in vielen Innenstädten niedergehenden Fachwerkgebäude boten schon in den vergangenen Jahrzehnten einfachen Wohnraum für Migranten zu niedrigen Einstandspreisen. Die Erfahrungen zeigen jedoch, dass nur durch eine aktive Integrationspolitik der Wandel zum verantwortlichen „Fachwerkbürger“ gelingen kann. Hann. Münden war dabei mit Sprachkursen, Bauberatungen bis hin zum Umbau eines Fachwerkhauses zur Moschee erfolgreich. Ein nächster Schritt zur Integration ist die Qualifikation von Migranten oder Geflüchteten im Bereich der Fachwerksanierung, verbunden mit der Aussicht auf Erlangung von Wohneigentum in Fachwerkstädten. Das Konzept hierzu wurde auf Initiative der Kreishandwerkerschaft in der Fachwerkstadt Melsungen entwickelt, die seither erste Pilotkurse erfolgreich durchführt. Die hierzu gehörenden „Trockenübungen“ am Bau werden an leerstehenden Fachwerkhäusern durchgeführt, die durch die Kommune oder einen privaten Partner bereitgestellt werden.



Foto: Diana Wetzstein

Die vielfältigen Ansätze der Teilnehmerstädte zeigen, dass im Bereich Kommunikation und Kooperation der Akteure und der Wirtschaft noch große Ressourcen liegen, die es auszuschöpfen gilt. <

Theater trifft Stadtentwicklung in Köln-Mülheim

Stadt von der anderen Seite sehen

Das Kölner Schauspielhaus wird saniert und ist übergangsweise aus dem repräsentativen City-Standort ins rechtsrheinische Mülheim gezogen, auf die „schäl Sick“. Der Stadtteil gilt als Problemviertel. Die neue Umgebung zu ignorieren und einfach den normalen Spielbetrieb weiterzuführen, das konnte sich niemand vorstellen. Daher hat sich das Theater entschlossen, das Stadtteilprojekt „Die Stadt von der anderen Seite sehen“ zu starten.

Montag Nachmittag auf dem Wiener Platz in Köln-Mülheim: Menschen strömen aus der U-Bahn, überqueren den unwirtschaftlichen Platz und verschwinden im Einkaufszentrum. Junge, Alte, mit und ohne Migrationshintergrund. Auf den Treppen, die den Platz umgeben, lagert die örtliche Trinkerszene. In gebührendem Abstand sitzen andere, warten auf Bekannte oder ruhen sich einfach aus. Hier ist das normale Leben einer deutschen Großstadt mit ihren unterschiedlichen Milieus zu beobachten. Alltägliches, Banales, manchmal auch Kurioses oder Unangenehmes. Der Platz ist eine Bühne.

Eine Stimme beginnt, die Szenerie zu beschreiben: „Eine Dame mit rotem Rucksack fährt mit dem Fahrrad über den Platz Richtung Woolworth. Sie wirkt angestrengt.“ Woher die Stimme kommt, ist nicht auszumachen. Hören kann sie nur, wer einen



Foto: Schauspiel Köln / Martin Miseré

Kopfhörer trägt. Plötzlich eine zweite Stimme: „Hallo Du! Ja Du! Ich weiß, dass Du hier bist. Das gefällt mir wie Du hier sitzt. Das machst Du sehr gut. Du bist sehr alltäglich! Du bist das Alltägliche!“ So geht das eine ganze Weile, bis erneut die Stimme wechselt. Jetzt fordert eine Frau die Zuhörer auf, „möglichst unauffällig“ zu einem Hotel in der Nähe zu gehen und dort in einem bestimmten Zimmer auf sie zu warten. Dort gebe es weitere Instruktionen.

Es ist der Beginn von „Weltproben“, einer Performance der freien Theatergruppe Drama Köln. In Kooperation mit dem Schauspiel Köln ist es die erste Inszenierung im Rahmen des Stadtteilprojekts. Zuschauer werden zum „Mitspielpublikum“, Passanten zu Statisten, die Grenzen zwischen Realität und Inszenierung verschwimmen, Wahrnehmungen werden hinterfragt. Das ist Teil des Konzepts von „Die Stadt von der anderen Seite sehen“.

Arbeit im und mit dem Stadtteil

„Das Projekt ist auf zwei Jahre und als offener Prozess angelegt. Wir arbeiten mit Workshops, Führungen, Inszenierungen und Interventionen. Was am Ende herauskommt, kann niemand



Foto: Schauspiel Köln / Martin Miseré

sagen“, erklärt Regisseurin Eva-Maria Baumeister, die gemeinsam mit Stadtplanerin Isabel Finkenberger das Projekt leitet. Das große Ziel steht – als Frage formuliert – im Untertitel des Projekts: „Wie wollen wir in Zukunft leben und welche Stadt brauchen wir dafür?“ Antworten soll es zum Projektabschluss geben. Bis dahin ist das Ziel zunächst, „uns noch stärker mit dem Stadtteil zu vernetzen, uns einzubringen“, so Frau Baumeister. Gesucht wird ausdrücklich die Zusammenarbeit mit dem Stadtteil, mit den vielen vorhandenen Initiativen, Vereinen und Gruppen. Hinzu kommen Kooperationen mit Hochschulen und der freien Kunstszene wie dem Drama Köln e. V. „Über die Projektarbeit kommen viele beteiligte Akteure erstmals untereinander ins Gespräch“, sagt Co-Projektleiterin Baumeister. So wird das Theater zu einem Vermittler innerhalb der Stadtteils. Mülheim ist ein sehr heterogener Stadtteil, in dem viele gesellschaftliche, wirtschaftliche und strukturelle Veränderungen auf kleinstem Raum ablaufen, gleichzeitig und häufig gegenläufig: Gentrifizierung bei gleichzeitiger Armutszuwanderung und anhaltender Segregation, nicht bewältigter Strukturwandel, veränderte Bedürfnisse an Mobilität, Aufenthaltsqualität und

vieles mehr. Bei einem Rundgang durch Mülheim berichtet Co-Projektleiterin Isabel Finkenberger von aufwändigen Bestandsaufnahmen, von Kartierungsarbeiten und verschiedenen „Charakterräumen“ des Stadtteils. Sie zeigt einen Stadtteil zwischen „Arrival City“ und „Premium-Wohnen am Wasser“, einen Stadtteil, der durch Krieg und Wiederaufbau sein Zentrum verloren hat, mit trennenden Ausfallstraßen, Industriebrachen aber auch fast dörflichen Ecken und Gründerzeitquartieren. Es ist ein Experimentierraum für aktuelle Herausforderungen der Stadtgesellschaft. Frau Finkenberger hat den analytischen Blick der Stadtplanerin, die jahrelang im In- und Ausland gearbeitet hat und aktuell neben der Projektleitung weiter mit ihrem Büro Stadtplanung betreibt und Rahmenpläne aufstellt. „Kunst ist



Foto: Schauspiel Köln / Martin Misere

viel direkter, viel unmittelbarer als Planung“, beschreibt sie den Hauptunterschied. „Hier reden Menschen direkt miteinander, tauschen sich aus, machen gemeinsame Erfahrungen.“

Neue Komplizenschaften

Kulturwissenschaftliche Methoden der Promenadologie und Phänomenologie haben gerade in der ersten Projektphase neue Erkenntnisse gebracht und den Blick geschärft. Frau Finkenberger verweist auf Wandmalereien, so genannte Murals, die für ein großes „Urban Art“-Festival entstanden sind, auf neue Szenecafés, Büros und Ateliers mit den Codes der Kreativwirtschaft – Zeichen einer beginnenden Gentrifizierung. Motor dieser Aufwertung ist u. a. die Umnutzung des früheren Carlswerks,



Foto: Schauspiel Köln / Martin Misere

in dessen historische Fabrikhallen zahlreiche Medien eingezogen sind. Auch das Schauspiel Köln hat hier seit 2013 seine Interimsspielstätte und setzt sich seither in eigens angesetzten

Stücken mit dem neuen Standort auseinander und seit vergangenem Jahr auch mit dem Stadtteilprojekt. Das Schauspielhaus öffnet sich zum Stadtteil hin, schon äußerlich erkennbar durch den „Carlsgarten“, der gleichzeitig Urban-Gardening-Projekt, kleine Open-Air-Spielstätte und Außenfläche der Theaterkan-



Foto: Schauspiel Köln / Martin Misere

tine ist – und als grüne Insel im alten Fabrikgelände auch von Nachbarn gerne besucht wird.

Als ähnlich niedrigschwelliger Ort der Begegnung hat das Stadtteilprojekt „Die Stadt von der andere Seite sehen“ im Sommer einen Bauwagen am Rheinufer aufgestellt. Am Fuß der Mülheimer Brücke, wo sich ohnehin viele Einheimische treffen oder spazieren gehen, dient die neue Dependance als Anlaufstelle, um mit den Mülheimern vor Ort ins Gespräch zu kommen, über das Projekt zu informieren und Mitstreiter zu suchen, etwa für die neuen Komplizenschaften. Diese sind nach der Auswertung von zehn Workshops entstanden, an denen rund 200 Bürger zum Projektauftritt im Frühjahr teilgenommen hatten.



Foto: Schauspiel Köln / Michael Wagener

Einen dieser Workshops leiteten die Künstler Kay von Keitz und Markus Ambach. In ihrer „Mülheimer Wunderkammer“ sollten die Teilnehmer auf eigene Faust Fundstücke aus dem Stadtteil sammeln und sich deren Geschichte erzählen lassen. „Mülheim hat starke Brüche, denen wir uns mit einem mini-musealen Ansatz nähern wollen“, erklärt Kay von Keitz das Vorgehen. Gegenstände erzählen Geschichten. Zu den Fundstücken gehörten etwa Tapetenreste und ein Stück vom Parkett aus einem Abrisshaus, das zuvor möglicherweise „warm saniert“ wurde, wie ein Anwohner den Workshop-Teilnehmern erzählte.

In anderen Workshops konnten Bürger beispielsweise aus Lehm oder Legosteinen Mülheim neu erschaffen: ein Mülheim mit mehr Radwegen, einem Tunnel anstelle der Mülheimer Brücke oder mit einem Schwimmbad am Rhein.

Weiterentwicklung mit den Bürgern

In den Komplizenschaften können interessierte Bürger nun gemeinsam mit Künstlern und Architekten einige der Aspekte aus den Workshops vertiefen. Markus Ambach und Kay von Keitz etwa wollen ihre „Mülheimer Wunderkammer“ vergrößern und im Sommer 2017 ausstellen. „Uns geht es zum einen um ‚Andersbetrachtung‘, also darum, einen anderen Blick auf die Stadt einzunehmen.“ Drei solcher Komplizenschaften werden angeboten, die übergeordneten Themen sind vorgegeben. „Anfangs gab es das Missverständnis, dass wir hier im Sinne der Stadtplanung eine klassische Bürgerbeteiligung durchführen“, so Isabel Finkenberger. „Aber wir können den Leuten keine Planung, keine konkret-räumliche Umgestaltung versprechen.“ Vielmehr gehe es darum, mit Mitteln der Kunst neue Sichtweisen zu vermitteln, Themen zu setzen oder ins Bewusstsein zu heben und so den Stadtdiskurs anzutreiben.



Foto: Schauspiel Köln / Martin Miseré

Wie sieht die Stadt von morgen aus?

Nach der Spielzeitpause im Sommer soll es damit weitergehen, dann beginnt die eigentliche künstlerische Projektarbeit. Geplant ist neben den Komplizenschaften und der Weiterentwicklung der Kooperationen, eine Trickfilmwerkstatt und eine theatrale Expedition auf „die andere Seite“. Im Juli 2017 schließlich sollen auch Antworten auf die vielen aufgeworfenen Fragen gegeben werden. „Da werden wir konkreter“, kündigt Isabel Finkenberger an. Geplant sind die Bündelung aller künstlerischen Teilprojekte, Interventionen und Inszenierungen mitten im Stadtteil. Wo, steht noch nicht fest. Vielleicht auf dem Wiener Platz, der Bühne des Mülheimer Lebens. **rm**

Kirche findet Stadt – Zwischenbilanz im November

Zum Zusammenleben im Quartier können verschiedene Institutionen einen wichtigen Beitrag leisten. Im Pilotprojekt „Kirche findet Stadt“ werden an 18 Pionierstandorten – u. a. auch in Köln-Chorweiler – Möglichkeiten der Zusammenarbeit zwischen Kommunen, Kirchen, kirchlichen Verbänden, Sozial- und Wohnungswirtschaft erprobt. Hintergrund ist der aktuelle Paradigmenwechsel in Wohlfahrtsverbänden, nach dem das kirchlich-verbandliche Engagement sich zunehmend dem Quartier öffnet und das Wohnumfeld der Menschen stärker in den Mittelpunkt rückt. Hierzu ist stärker als bisher die Kooperation der genannten Akteure notwendig und die Pionierstandorte dienen als Experimentierfelder.

Die Arbeit an den Pionierstandorten widmet sich den Themenfeldern „Generationenübergreifendes Zusammenleben“, „Zentren der Begegnung und Integration“, „Gesundheitsförderung, Prävention und Inklusion“ sowie „Wohnen und Bekämpfung von Armut und Ausgrenzung“. In mehreren Werkstätten tauschen die Pionierstandorte hierzu intern ihre Erfahrungen und Erkenntnisse aus.

Am 22. November 2016 werden nun die ersten Ergebnisse des Projekts „Kirche findet Stadt“ in den Räumen des Bundesministeriums für Umwelt, Naturschutz, Bau und Reaktorsicherheit in Berlin in einer öffentlichen Zwischenbilanz vorgestellt. Bundesministerin Dr. Barbara Hendricks wird zusammen mit Prälat Dr. Peter Neher, Präsident des Deutschen Caritasverbands, und Ulrich Lilie, Präsident von Diakonie Deutschland – Ev. Bundesverband, die Perspektiven für einen Zusammenhalt im Quartier skizzieren und die bisherigen Befunde diskutieren. Auch die Pionierstandorte werden Gelegenheit zur Vorstellung sowie zum Austausch haben.

Zum Abschluss des Projekts 2017 sollen die Ergebnisse in einen Leitfaden münden, der anderen Quartieren und Kirchengemeinden als Anleitung und Arbeitshilfe dienen kann.

Nähere Informationen: www.kirche-findet-stadt.de

Auf dem Weg zum Gast.Haus Neuer Ort im Quartier

Kaffeeduft verbreitet sich in der Küche. Die Köchin Frau Hinze verteilt Kaffee, während die Morgensonne die rote Himmelskletterer hinaufklettern. Zeit für das Frühstück in der Herberge zur Heimat Himmelstür.

„Guten Morgen, Herr Eckert“, begrüßt Frau Hinze den ersten Bewohner, der in den Speiseraum kommt. Herr Eckert lächelt und nippt an seinem Kaffee. Nach und nach gesellen sich



Foto: Alexandra Roth

weitere Bewohner dazu. Frau Knoop kommt aus ihrem Büro und wirft ein fröhliches „Moin“ in die Runde. Sie ist die Leiterin der Herberge. Sie geht von Tisch zu Tisch, trinkt Kaffee mit den Bewohnern und unterhält sich. Die Herberge ist im umgebenden gründerzeitlichen gehobenen Wohnquartier zwar alteingesessen, aber doch ein Ort für sich. Dies soll sich mit einem Projekt ändern: Die Herberge möchte sich dem Quartier öffnen und zu einem Ort des Zusammenlebens werden. Hierzu wurden Ideenwerkstätten und sogenannte „Baumeisterfrühstücke“ durchgeführt, von einem Projektteam bestehend aus Wohnungslosen, Mitarbeitern der Herberge und Anwohnern. „Im Team haben wir überlegt, wie wir die Herberge zu einem gemeinsamen Ort machen können“, erläutert Frau Knoop. Gemeinsam wurden Pläne entwickelt, wie die Herberge nach Wünschen der Wohnungslosen und Anwohnern umgestaltet werden kann, nämlich zum „Gast.Haus“. „Nach Monaten der Planung sind wir nun mittendrin, im Umbau“, verkündet Frau Knoop lächelnd. Sie steht in ihrem Blaumann auf und fügt hinzu: „Also auf zur Baustelle!“ Einige Bewohner schließen sich an und folgen ihr in den Keller. Hier wird aktuell an verschiedenen Stellen gewerkelt. „Morgen zusammen“, ruft jemand durch den Flur. Es ist Herr Lübber aus der Nachbarschaft, der auch mit anpackt. „Hier sind wir aktuell dabei, die alte Dusche wieder herzurichten“, erläutert Dirk Moldenhauer, Knoops Kollege über den Lärm der Schlagbohrmaschine hinweg. Die sanitären Anlagen werden erneuert und kleine „Schlafkojen“ für Wandergesellen auf der

Walz installiert. Später soll die kleine Werkstatt vergrößert und für die Nachbarschaft geöffnet werden.

Während im Keller das Bauteam arbeitet, wird in der Küche das Mittagessen vorbereitet. Den Vormittag gestalten die Herbergsbewohner nach ihrem Gusto. Einige Bewohner, insbesondere Neue, machen Erledigungen wie etwa Ummeldungen. Hierbei werden sie von den Sozialarbeitern der Herberge unterstützt. Im Keller erklärt derweil Herr Dauert Herrn Satzky die nächsten Schritte beim Herausstemmen einer ehemaligen Duschwanne. „Viele unserer Bewohner haben ein Handwerk erlernt und können ihr Wissen hier super einbringen“, erklärt Frau Knoop, die auf dem Weg mit dem Schutteimer nach Draußen eine Pause einlegt. „Das Arbeiten und die Anerkennung dafür bringen Ihnen große Freude!“

Vor Beginn des Umbaus hat die Herberge bereits viel zur Öffnung ins Quartier getan. Im Herbst 2015 war das Team bei der Hildesheimer Aktion „Hinten im Hof“ mit dabei und zeigte den Innenhof und das gesamte Gebäude für Interessierte. Kurz darauf fand an verschiedenen Stellen in Hildesheim, auch bei der Herberge, die Ausstellung „Urbane Nomaden“ statt, die das Thema Wohnungslosigkeit künstlerisch aufbereitete. Auch zu den Ideenwerkstätten kamen Bewohner aus dem Quartier. „Wir wünschen uns, dass es jetzt zum Umbau, wo man aktiv mitarbeiten kann und Veränderungen sieht, noch mehr Anwohner



Foto: Alexandra Roth

werden“, sagt Frau Knoop und macht sich auf den Weg zum Mittagessen. Das Bauteam sitzt mit staubigen Gesichtern, aber fröhlich gemeinsam am Tisch. Am Nachmittag wird es in der Herberge ruhiger, viele Bewohner sind unterwegs. Ein harter Kern begibt sich aber nach dem Essen wieder in den Keller und arbeitet weiter. Herr Dauert und Herr Niemann schleifen das hölzerne Eingangstor zum Innenhof der Herberge ab: „Die Tür zum Gast.Haus soll ja zukünftig einladend aussehen!“ <

Fluide Stadtentwicklung

Vielfalten, Geschichten, Heimaten, ...

von Stephan Willinger

„Menschen werden geboren, wachsen auf, verlieben sich, kaufen sich billige Möbel und ziehen zusammen, arbeiten für Geld oder eine gute Sache oder für sich, sind erfolgreich und ziehen in eine größere Wohnung oder ein Haus, kaufen sich Möbel, denen man ansieht, wie teuer sie waren, oder die extra so aussehen, als kämen sie vom Sperrmüll, ziehen auseinander, streiten sich um das Kind, stehen vor Gericht, finden zu Gott, bereuen ihr Leben, beginnen von vorn, finden neue Freunde, haben noch so viel vor, sterben völlig unerwartet an den Folgen einer Erkältung. Das ist das Leben.“ schreibt Peter Lau in brand eins. Und all das passiert nicht nur gleichzeitig, sondern zumeist auch noch auf engstem Raum, wo all diese Leben sich zu einem Netz verbinden oder miteinander streiten. Die Stadt ist ein unübersichtlicher Ort, angetrieben von Eigensinn und Widersprüchen. Stadtplaner wollen dies durch Verfahren sortieren und durch Eingriffe ordnen. Und das ist auch wichtig! Doch zu viel Organisation und zu wenig Durchlässigkeit schränken uns ein.



Unlängst hatte ich beruflich in meiner Heimatstadt Wiesbaden zu tun, in einer Stadt, die zu meiner Zeit eine Kurstadt mit toller Jugendkultur-Szene war und jetzt nur noch eine schöne Kurstadt ist. Im Soziale-Stadt-Gebiet Schelmengraben trafen sich Projekte, in einem Gemeinschaftszentrum aus den 1980er Jahren, über dessen Eingang Künstler vor einiger Zeit „Aquis Mattiacis“ geschrieben hatten, „an den Wassern der Mattiaker“. So hatten Römer ihre antike Siedlung auf dem Gebiet des Germanenstammes der Mattiaker bezeichnet, weil sie die warmen Heilquellen schätzten. Wichtig für das Verständnis der Inschrift am Gemeindezentrum des Schelmengrabens ist vor allem, dass das Motto eine Art Gründungsmythos Wiesbadens ist. Aus meiner Schulzeit wusste ich noch, dass es auch über dem Haupteingang des repräsentativen Kurhauses steht, im Gebälk über dem ionischen Säulenportikus.

Nun steht es also auch über dem Eingang zum sozialen Zentrum eines Stadtteils, der zwar in den 1960er Jahren von Ernst May ambitioniert entworfen, von Beginn an aber durch die Belegung mit neu ankommenden Bürgern eine eher schwierige Rolle in der Stadt bekam. Ich selbst war in meiner Jugend nur wenige Male hier gewesen, um einen Freund zu besuchen, der in einem Hochhaus wohnte (was ich toll fand) und einen frei herum fliegenden Papagei hatte (was mir Angst machte). Ein besonderer Ort also auch für mich. Ein Ort mit ganz eigenen Qualitäten, den ich in seiner Andersartigkeit respektieren musste.

Mit dem plakativen Anbringen des Mottos wird die anscheinend nicht ganz selbstverständliche Feststellung markiert, dass der Schelmengraben ein Teil Wiesbadens ist. Bezogen auf die Verteilung von Ressourcen hat sich diese Sicht in den letzten Jahren durchsetzen können: im Stadtteil gibt es ein neues Gymnasium, private und öffentliche Grünflächen wurden aufgewertet. Das sind sinnvolle Maßnahmen. Offen bleibt aber, ob der Stadtteil (und seine Bewohner) so seine Besonderheiten kultivieren und als Bestandteil einer komplexen Wiesbadener Identität entwickeln kann. Kann angesichts der Diversität heutiger Stadtgesellschaften überhaupt noch eine Identität entstehen, die die heterogenen Teile verbindet? Können Bauten solche gemeinsamen Bilder schaffen, ohne bloßes Alibi zu sein? Welche Geschichten müssten erfunden und erzählt werden, um die Vielfalt einer Stadt als Gemeinsamkeit zu begreifen?

Beim Projekttreffen in Wiesbaden tauchte immer wieder die Forderung auf, Stadtentwicklung solle fluider werden, sich weniger festlegen auf starre Ziele, sondern flexibel bleiben, um auf überraschende Situationen reagieren zu können. Das fällt schwer, wenn man die Stadt wie ein Ingenieur als zu regulierendes System versteht, das von allem spontan fließenden freizuhalten ist. Betrachtet man Stadt dagegen als Vielzahl selbstorganisierter Aktivitäten, dann könnte man durchaus Gefallen finden an Windungen und Wasserschnellen, plötzlich auftauchenden Durchlässen und den Fluss bremsenden Steinbrocken. Sie verlangsamen und beschleunigen den Lauf, reichern das Wasser mit Sauerstoff an, bieten vielfältige Lebensräume für die verschiedensten Arten. Wäre das nicht ein gutes Bild für eine zeitgemäße Stadtentwicklung?

Stephan Willinger ist Projektleiter Nationale Stadtentwicklungspolitik im Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung

Werkstatt der Pilotprojekte „Zusammenleben in der Stadt“ Austausch auf der Kulturinsel

Es ist heiß. Grillen zirpen, die Luft flirrt. Bienen summen. Sommer in Stuttgart-Bad Cannstatt. Im Innenhof der Kulturinsel glitzert die große Diskokugel in der Sonne, während in den Räumlichkeiten des „freiRaum“ die Pilotprojekte der Nationalen Stadtentwicklungspolitik eintreffen. Sie kommen an diesem besonderen Ort, der Kulturinsel, zu ihrer zweiten Erfahrungswerkstatt zusammen.

Ziel der Werkstatt im Projektauftrag „Zusammenleben in der Stadt“ ist eine Reflexion der bisherigen Erfahrungen bei gemeinsamen Problemstellungen sowie das Herausarbeiten der Innovationen in den Projekten. Nicht zuletzt soll die Werkstatt Möglichkeiten zur Vernetzung geben und Impulse für die weitere Arbeit liefern.

Bei tropischen Temperaturen draußen, aber angenehmem Klima im „freiRaum“ startet der erste Tag der Werkstatt mit einem „Reflexionsspektrum“. Jedes Projekt erhält Gelegenheit, ein aktuelles Problem aus seiner Arbeit zu schildern. Hierbei wird von Schwierigkeiten in der Außendarstellung oder Herausforderungen in der Arbeit mit Kooperationspartnern berichtet.

Anschließend wird der „Erfahrungs-Marktplatz“ eröffnet. Unter dem Motto „Biete Erfolg, suche Lösung“ tauschen die Projekte in Teams gezielt Tipps und Erfahrungen aus.

Lose über die Räumlichkeiten des „freiRaum“ verteilt werden Erfahrungen gehandelt: Wie erfolgreich Ehrenamtliche ins Projekt einbinden? Wie die Projektstrukturen flexibel gestalten? Wie die Mitarbeiter für den Umgang mit Geflüchteten qualifizieren? In der Erörterung zeigt sich, dass die Projekte wertvolle Hinweise erhalten haben: „Das werden wir ausprobieren“, heißt es da, oder „die Idee werden wir weiterverfolgen.“

Zum Abschluss des ersten Tages führt Joachim Petzold, Geschäftsführer der Kulturinsel, über das Areal. Wie die Pilotprojekte steht auch die Kulturinsel im Zeichen des Zusammenlebens. Auf dem ehemaligen Zollamtareal ist eine bunte Mischung

verschiedener Nutzungen vom Club über Urban Garding zu Imkerei, Coworking Space, Eventagentur und Bar entstanden. „Die Kulturinsel ist ein Ort der Möglichkeiten“, sagt Petzold und zeigt mit einer Geste über den Innenhof. Nicht zuletzt ist die Kulturinsel auch ein Ort der Subkultur, der vom Stadtentwicklungsvorhaben NeckarPark verdrängt zu werden droht. Aus diesem

Grund ist sie Untersuchungsgegenstand des gastgebenden Projekts „What’sUB“, in dem die Hochschule gemeinsam mit der Stadt Stuttgart der Frage nachgeht, wie die ordnende Stadtplanung Nischen für die Subkultur erhalten oder ihr gezielt Entfaltungsräume bieten kann.

Am zweiten Tag der Werkstatt

tauschen sich Projekte mit gemeinsamen Schwerpunkten zu spezifischen Fragen aus. Hier spielen übergeordnete Aspekte der Stadtentwicklung wie auch aktuelle Themen der Stadtgesellschaft eine wichtige Rolle. In Arbeitsgruppen gingen die Projekte verschiedenen Fragen nach: Was sind Erfolgsfaktoren

für die Etablierung eines neuen Orts des Zusammenlebens? Wie werden die Bewohner vor Ort eingebunden? Welche Formate können zur Initiierung von Kontakten eingesetzt werden?

In der Diskussion zeigt sich, dass bei aller Vielfalt der Projekte einige Parallelen herausgearbeitet werden konnten.

In der alltäglichen Arbeit

verbinden die Projekte ähnliche Herausforderungen. Und auch in ihren Strategien und Ansätzen zeigen sich Gemeinsamkeiten: So kommt der Zivilgesellschaft in allen Projekten die entscheidende Rolle bei der Verbesserung des Zusammenlebens zu. Bei einem erfrischenden „Insel-Mojito“ an der Bar der Kulturinsel klingt die Werkstatt aus. Die Diskokugel sprenkelt den Innenhof mit bunten Reflexionen. Sommer in Bad Cannstatt. <



Foto: FIRU mbH



Foto: FIRU mbH

Mein Lieblingsort

Grie Soß, Samosas und Skylineblick

von Marion Rüber-Steins



Foto: Jessica Schäfer

Was macht Offenbach? Bei einem Besuch in Glasgow wurde es mir wieder bewusst. „People make Glasgow“ – so lautet die Imagekampagne, die aktuell das Stadtbild prägt. „Das ist wie in Offenbach!“, kam mir sofort in den Sinn.

Offenbach, die kleine Großstadt am Main, zeichnete sich schon immer durch Vielfältigkeit, Offenheit und Toleranz aus. Die Stadt ist Heimat von Alteingesessenen und Zugezogenen aus aller Welt, ein Schmelztiegel vieler Kulturen und Nationalitäten. In dieser facettenreichen Stadt fällt es mir schwer, einen Lieblingsort zu nennen. Was mich für Offenbach schwärmen lässt? Der bunte Mix!

An meinem ersten Wochenende in Offenbach fand ich mich auf dem Mainuferfest wieder. Zu afrikanischen Klängen genoss ich zum ersten Mal eritreische Küche. Auf dem Wilhelmsplatz mit dem schönsten Wochenmarkt der Region wurde ich an einem Gründonnerstag in das Geheimnis der urhessischen Grünen Soße eingewiesen. Die betagten Damen vor mir in der Reihe hatten eine genaue Vorstellung davon, wie die Zusammensetzung der Kräuter für die „Grie Soß“ aussehen soll. Im Hafen wird ein Wandel der Stadt vor Augen geführt: Einst Ölhafen, heute attraktives Stadtquartier. Hier habe ich im Freiluftkino tolle Filme mit Blick auf die Frankfurter Skyline sehen dürfen und wunderschöne Stunden mit Freunden am Main verbracht. Die Besonderheiten Offenbachs entdeckt man häufig auf den zweiten Blick. Gestern habe ich die bisher besten Samosas meines Lebens gegessen. Ein Geheimtipp, fast wäre ich daran vorbei gelaufen. Es lohnt sich, genauer hinzusehen.

Marion Rüber-Steins ist Referatskoordinatorin im Bereich Stadtentwicklung und Städtebau im Amt für Stadtplanung, Verkehrs- und Baumanagement der Stadt Offenbach.

Das Café HUKultur

von Dr. Hanna Hinrichs



Foto: Sebastian Becker

Ich sitze auf einem Sofa vor dem kleinen Stadtteilcafé in der Bochumer Hustadt. Eigentlich ein schwieriger Stadtteil mit vielen Menschen, die es nicht einfach haben, ihre Chancen in unserer Gesellschaft zu verwirklichen. Ich selbst bin nicht hier, weil ich in der Siedlung wohne, sondern habe einen Arbeitstermin. Trotzdem wird an diesem Nachmittag die besondere Atmosphäre, der besondere Umgang miteinander, spürbar. Während uns Matthias Köllmann von HUKultur von seinem Projekt erzählt, kommen immer wieder Menschen aus dem Quartier, setzen sich selbstverständlich zu uns, sind neugierig, wer wir sind und hören zu. Eine ältere Frau nähert sich, weiß nicht genau, ob sie lachen oder weinen soll, weil sich schon wieder eine Taube auf ihrem Balkon verflüchten hat. Matthias soll sie retten – die Frau oder die Taube, das bleibt offen. Als Retter sieht sich Matthias Köllmann gar nicht so sehr, dabei stellt er in der Siedlung ein wirklich sinnvolles Projekt auf die Beine: Das Café ist Teil von einem sozialen Unternehmen, das einen Mehrwert für den Stadtteil erwirtschaften will. Das wirtschaftliche Herzstück ist ein Cateringunternehmen, mit dessen Hilfe er schon fünf Arbeitsplätze für Menschen geschaffen hat, die es auf dem Arbeitsmarkt schwer haben. Das wahre Herz des Projekts ist aber eine Idee: die Idee, dass die Menschen hier etwas zu bieten haben, dass ihre Talente genutzt werden müssen, um mit dem richtigen Fingerspitzengefühl etwas Tolles auf die Beine zu stellen. Ein schöner Ort zum Wiederkommen – auch ohne Termin.

Dr. Hanna Hinrichs arbeitet als Projektmanagerin bei StadtBauKultur NRW und engagiert sich darüber hinaus für den offenen Diskurs über Zusammenleben in der Stadt.



Das Pilotprojekt „Stadt auf Rädern“ in Nürnberg untersucht, ob es möglich ist, in Quartieren einen Ort mit Zentrumscharakter aufzubauen, denen ein solcher bisher fehlt. Für und mit den Anwohnern soll ein temporärer sozialer Raum für Geselligkeit, Freizeit und Handel gebaut werden – ein Ort, der die verstreuten Angebote von Akteuren im Viertel zusammenführt, weiterentwickelt und verstetigt. Aktuell bespielt das Projekt den Platz vor dem ehemaligen Quellegebäude im Stadtteil Muggenhof.

In Workshops und dem mehrmals wöchentlichen „Offenen Bauen“ kann jeder seine eigenen Stadtbau- steine schaffen. Es entstehen Möbel für den Platz, Lastenfahräder, Limonadenstände, Fußballtore und weiteres mehr. Auch der Foodcube ist auf dem Platz eingezogen. Der Foodcube ist eine mobile Pflanzen- und Fischzucht für die Stadt. Zuletzt entstand eine fahrbare Stadtteilküche gemeinsam mit Geflüchteten aus dem Quartier.



Foto: Simeon Johnke Fotografie

Bildnachweis:

- Titel: Alexandra Roth
S. 2: Martin Neuhof
S. 3: Bundesregierung (Steins)
S. 4: Milena Schlösser
S. 5: Grafik: FIRU mbH / Form+Ausdruck
Foto: Alexandra Roth
S. 6: alle: Petra Valentin
S. 7: alle: Stadt Stuttgart / andreas-kunz.photo
S. 8: alle: Stadt Stuttgart / andreas-kunz.photo
S. 9: Franziska Werner / Feines Bild.de
S. 10/11: alle: OnlineCity Wuppertal
S. 13: alle: FIRU mbH
S. 14/15: Grafik: FIRU mbH / Form+Ausdruck
Foto: openberlin e. V. (Johannes Dumpe)
S. 16: MG3.0 e. V.
S. 17: Albert Speer & Partner, Stadt Offenbach
S. 18: alle: Diana Wetzstein
S. 19: alle: Schauspiel Köln / Martin Miseré
S. 20: Schauspiel Köln / Martin Miseré
rechts unten: Schauspiel Köln / Michael Wagener
S. 21: Schauspiel Köln / Martin Miseré
S. 22: alle: Alexandra Roth
S. 23: Stephan Willinger
S. 24: alle: FIRU mbH
S. 25: links: Jessica Schäfer,
rechts: Sebastian Becker
S. 26: Simeon Johnke Fotografie



Bundesinstitut
für Bau-, Stadt- und
Raumforschung

im Bundesamt für Bauwesen
und Raumordnung



Herausgeber

Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR)
im Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung (BBR), Bonn
Deichmannsaue 31 - 37
53179 Bonn

Bearbeitung

Forschungs- und Informations-Gesellschaft für Fach-
und Rechtsfragen der Raum- und Umweltplanung mbH
(FIRU mbH), Kaiserslautern
Sabine Herz, Kirsten Janson, Anika Rothfuchs mit:
Anna Galda und Stefan Höffken, urbanophil, Berlin (ag/sh)
Felix Hartenstein, Berlin (fh)
Stefan Kreutz, HafenCity Universität, Hamburg (sk)
Rainer Müller, TextUrban, Hamburg (rm)

Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR)
Referat I 2 - Stadtentwicklung
Dr. Lars Wiesemann, Stephan Willinger
lars.wiesemann@bbr.bund.de, stephan.willinger@bbr.bund.de

Stand

September 2016

Gestaltung und Satz

FIRU mbH, Kaiserslautern
Kirsten Janson

Form + Ausdruck, Büro für Grafik-Design, Stuttgart
Felicitas Grupp

Druck

Kerker Druck GmbH, Kaiserslautern

Bezugsquelle

nationale-stadtentwicklungspolitik@bbr.bund.de

Bildnachweis

siehe Seite 27

Nachdruck und Vervielfältigung

Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck nur mit genauer Quellenangabe gestattet.
Bitte senden Sie uns zwei Belegexemplare zu.

ISBN 978-3-87994-179-7

Bonn 2016